

Frances Hodgson Burnett
Der geheime Garten

Frances Hodgson Burnett

Der geheime Garten

Aus dem Englischen von Friedel Hömke

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Gekürzte Ausgabe
30. Auflage 2018
1978 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© der deutschsprachigen Ausgabe:
2013 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main
Deutsche Erstausgabe, erschienen 1967 im Walter Verlag
Titel der Originalausgabe:
›The Secret Garden‹, erschienen 1963 bei Bookprint
Limited Kingswood, Surrey (Erstausgabe 1911)
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Peter Knorr
Gesetzt aus der Baskerville 11¹/₂/13
Gesamtherstellung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-07317-2

Keiner ist übrig geblieben

Als Mary Lennox in das Herrenhaus Misselthwaite geschickt wurde um dort bei ihrem Onkel zu leben, sagten alle Leute, einem so unangenehm aussehenden Kind seien sie noch nie begegnet. Mary hatte ein kleines, spitzes Gesicht und einen mageren Körper, ihr Haar war dünn und sie sah mürrisch aus. Ihre Haarfarbe war gelb und ihr Gesicht war gelb, weil sie in Indien geboren und immerfort aus diesem oder jenem Grund krank gewesen war. Ihr Vater hatte als englischer Regierungsbeamter in Indien gewohnt. Er war fleißig, aber leider oft krank. Marys Mutter, die eine große Schönheit gewesen war, hatte nichts anderes im Sinn gehabt als auf Gesellschaften zu gehen und sich dort mit lustigen Leuten zu unterhalten.

Als Mary zur Welt kam, überließ sie das Kind einer indischen Kinderfrau, einer Ayah. Man gab dieser zu verstehen, dass sie Mem Sahib, wie Marys Mutter genannt wurde, am besten gefallen würde, wenn sie ihr den Anblick des Kindes nach Möglichkeit ersparte. Darum wurde Mary, solange sie ein kränkliches, missgelauntes, hässli-

ches Baby war, von ihrer Mutter fern gehalten; und als aus ihr ein schwächliches, verzogenes, tapsiges Ding geworden war, wurde sie immer noch fern gehalten. Mary konnte sich nur an die dunklen Gesichter ihrer Ayah und anderer eingeborener Dienstboten erinnern. Die Diener gehorchten ihr stets. Aus Furcht davor, dass Mary schreien und dadurch ihre Mutter stören könnte, taten sie ihr immer alles zu Gefallen. So war Mary im Alter von sechs Jahren ein tyrannisches und selbstsüchtiges kleines Geschöpf. Eine junge englische Erzieherin, die ihr Lesen und Schreiben beibringen sollte, fand das Kind so unausstehlich, dass sie ihre Stellung nach drei Monaten aufgab. Ihre Nachfolgerinnen verließen den Posten in noch kürzerer Zeit. Hätte Mary nicht selbst gern gewusst, wie man Bücher liest, sie würde wohl kaum je das Alphabet gelernt haben.

Als sie ungefähr neun Jahre alt war, erwachte sie an einem schrecklich heißen Morgen und ärgerte sich. Sie wurde noch ärgerlicher, als sie sah, dass die Dienerin, die vor ihrem Bett stand, nicht ihre Ayah war.

»Warum bist du hier?«, sagte sie zu der fremden Frau. »Dich will ich nicht haben. Schick meine Ayah her.«

Die Frau sah erschrocken aus. Sie stammelte, dass Ayah nicht kommen könne. Als sich Mary in Wut steigerte, um sich schlug und mit Füßen trat, sah die Frau noch erschrockener aus.

Irgendein Geheimnis lag an diesem Morgen in

der Luft. Nichts wurde so gemacht wie an jedem anderen Tag. Verschiedene eingeborene Dienstboten schienen gar nicht da zu sein und diejenigen, die da waren, schlichen oder huschten mit aschfahlen, besorgten Gesichtern umher. Niemand wollte Mary erzählen, was los war und warum ihre Ayah nicht kam. Man ließ sie allein. Der Morgen verging. Schließlich schlich Mary in den Garten und spielte allein unter dem Baum bei der großen Veranda. Sie tat so, als machte sie ein Blumenbeet, steckte scharlachrote Hibiskusblüten in angehäufte Erde, wurde aber, während sie sich so beschäftigte, immer ärgerlicher.

Sie knirschte noch mit den Zähnen und sagte böse Worte vor sich hin, als ihre Mutter auf die Veranda kam. Ein junger blonder Mann war bei ihr und sie sprachen mit leisen, seltsam klingenden Stimmen. Mary kannte den Mann, der noch fast wie ein Junge aussah. Sie hatte gehört, dass er Offizier wäre und eben erst aus England gekommen sei. Das Kind schaute ihn an, aber vor allem starrte es seine Mutter an. Das tat Mary immer. Mem Sahib nannte sie in Gedanken ihre Mutter, so wie es die Dienstboten taten. Mem Sahib war hoch gewachsen, schlank und hübsch und trug entzückende Kleider. Ihre Haare waren wie lockige Seide, sie hatte eine kleine, zarte Nase, die sie immer ein wenig verächtlich zu rümpfen schien, und große lachende Augen. An diesem Morgen aber lachten die Augen nicht. Sie waren weit aufgerissen, schauten den jungen Offizier besorgt an.

»Ist es so schrecklich schlimm?«, hörte Mary sie sagen.

»Entsetzlich«, antwortete der junge Mann mit zitternder Stimme. »Entsetzlich, Mrs. Lennox. Sie hätten schon vor zwei Wochen ins Gebirge fliehen müssen.«

»Oh, ich wusste, dass ich es hätte tun müssen«, weinte sie. In diesem Augenblick drang aus den Hütten der Dienerschaft ein so lautes, entsetzliches Wehklagen, dass Mrs. Lennox den Arm des jungen Mannes packte. Mary stand von Kopf bis Fuß zitternd da.

»Was ist das? Was ist das?«, keuchte Mrs. Lennox.

»Da ist jemand gestorben«, antwortete der Offizier. »Sie hatten mir nicht gesagt, dass die Seuche auch bei Ihren Dienern ausgebrochen ist.«

»Ich wusste es nicht!«, weinte Mem Sahib. »Kommen Sie mit! Kommen Sie mit!« Sie wandte sich um und rannte ins Haus. Danach ereigneten sich schreckliche Dinge. Das Geheimnis dieses Morgens war enthüllt. Die Cholera war ausgebrochen. Menschen starben wie Fliegen. Ayah war in der Nacht krank geworden. Und weil sie nun gestorben war, hatte sich jenes Wehklagen erhoben. Bis zum nächsten Morgen starben noch drei Dienstboten, andere rannten mit allen Zeichen des Entsetzens fort.

In der Aufregung und Verwirrung des folgenden Tages versteckte sich Mary im Kinderzimmer und wurde dort einfach vergessen. Keiner dachte an sie, keiner verlangte nach ihr. Mary verbrachte

die Zeit abwechselnd mit Weinen oder mit Schlafen. Sie wusste nur, dass Menschen in ihrer Nähe krank waren. Einmal schlich sie in das Esszimmer und fand es menschenleer. Das Essen stand kaum berührt auf dem Tisch. Teller und Stühle sahen aus, als wären sie hastig beiseite geschoben worden. Das Kind aß ein paar Früchte und etwas Gebäck, und da es durstig war, trank es von dem Wein, der in einer noch fast gefüllten Flasche stand. Er war süß. Mary wusste nicht, wie stark er war. Bald darauf machte er sie schrecklich schläfrig. Sie schlich zurück in ihr Kinderzimmer. Der Wein machte sie so müde, dass sie die Augen kaum offen halten konnte. Sie legte sich auf ihr Bett und wusste lange nicht mehr, was vorging.

Nachdem sie aufgewacht war, lag sie stumm da und starrte die Wände an. Im Hause war es totenstill. Sie hörte weder Stimmen noch Schritte und sie überlegte, ob die Cholera nun vorüber sei. Sie dachte auch darüber nach, wer wohl für sie sorgen würde, da ihre Ayah doch tot war. Sie würde sicher eine neue Ayah bekommen, vielleicht würde die ein paar andere Geschichten kennen. Mary hatte die alten Geschichten ziemlich satt. Sie weinte nicht um ihre Ayah. Sie war kein zärtliches Kind und hatte sich nie etwas aus einem Menschen gemacht. Der Lärm und das Hasten und die Klagerufe während der Cholera hatten sie erschreckt; und sie war auch ärgerlich geworden, weil offenbar niemand daran dachte, dass sie auch noch da war.

Wenn Menschen die Cholera hatten, dachten sie wohl nur an sich selbst, überlegte Mary. Aber wenn nun alle wieder auf dem Posten wären, würden sie sich sicher wieder an sie erinnern. Und sie würden kommen um nach ihr zu sehen. Niemand kam. Während Mary wartete, schien das Haus stiller und immer stiller zu werden. Sie hörte etwas über die Matten auf dem Fußboden rascheln, und als sie hinuntersah, entdeckte sie eine kleine Schlange. Das Tier kroch heran und beobachtete Mary mit Augen, die wie Juwelen glitzerten. Mary fürchtete sich nicht. Sie wusste, dass das Tier harmlos war.

»Wie seltsam ruhig es hier ist«, sagte sie. »Als wäre außer mir und der Schlange niemand in diesem Bungalow.«

Im selben Augenblick hörte sie Schritte im Hof und wenig später auf der Veranda. Es waren männliche Schritte. Männer betraten den Bungalow und redeten mit leiser Stimme. Niemand nahm sie offenbar in Empfang. Sie öffneten viele Türen und schienen in alle Zimmer hineinzusehen.

»Was für eine Trostlosigkeit«, hörte Mary den einen sagen. »Diese hübsche, hübsche Frau! Ich denke, das Kind wird auch tot sein. Ich hörte wenigstens, dass sie ein Kind gehabt hätte. Ich habe es freilich nie gesehen.« Mary stand mitten im Kinderzimmer, als die Herren ein paar Minuten später die Tür öffneten. Sie sah mürrisch aus, ein hässliches kleines Ding, das die Stirn in Falten

legte und sich hungrig und vernachlässigt fühlte. Der erste Herr, der das Zimmer betrat, war ein hoch gewachsener Offizier, den Mary schon einmal gesehen hatte, als er mit ihrem Vater sprach. Er sah müde und erregt aus, aber als er sie erblickte, schreckte er überrascht zusammen. »Barney«, rief er, »hier ist ein Kind! Ein Kind ganz allein! In einem solchen Haus! Der Himmel sei uns gnädig, wer ist das?«

»Ich bin Mary Lennox«, sagte das kleine Mädchen und richtete sich kerzengerade auf. »Ich bin eingeschlafen, als alle die Cholera hatten, und ich bin gerade erst aufgewacht. Warum kommt niemand zu mir?«

»Das ist das Kind, das keiner je gesehen hat«, rief der Mann. Er wandte sich an seinen Begleiter. »Es ist tatsächlich vergessen worden.«

»Warum bin ich vergessen worden?«, fragte Mary und stampfte mit dem Fuß auf. »Warum kommt niemand zu mir?«

Der junge Mann sah sie traurig an.

»Armes, kleines Lämmchen«, sagte er. »Es ist keiner übrig geblieben. Sie sind alle tot.«

Auf diese seltsame Weise erfuhr Mary, dass ihre Eltern gestorben und während der Nacht fortgebracht worden waren, dass die wenigen eingeborenen Diener, die nicht gestorben waren, das Haus in aller Eile verlassen hatten ohne sich an die kleine Missie Sahib zu erinnern. Es war tatsächlich niemand mehr da, außer Mary und der kleinen raschelnden Schlange.

Trotzige Mary

Mary hatte ihre Mutter immer gern angeschaut, wenn sie sie aus der Entfernung sah. Sie fand sie sehr hübsch. Aber da sie sie kaum kannte, war nicht zu erwarten, dass sie ihre Mutter lieb gehabt und sie nun, da sie für immer gegangen war, vermisst hätte. Sie fehlte ihr in der Tat überhaupt nicht; und weil Mary immer sich selbst überlassen gewesen war, dachte sie auch jetzt nur an sich selbst.

Sie wusste, dass sie nicht in dem Haus des englischen Pfarrers bleiben konnte, in dem sie zunächst einmal aufgenommen worden war. Sie wollte auch nicht dort bleiben. Der Pfarrer war arm und hatte fünf Kinder, alle ungefähr im gleichen Alter wie Mary. Sie zankten sich dauernd und nahmen sich gegenseitig die Spielsachen weg. Mary hasste den unordentlichen Bungalow und war so unausstehlich zu den Kindern, dass schon nach ein oder zwei Tagen niemand mehr mit ihr spielen wollte. Am zweiten Tag gaben sie ihr einen Spitznamen, der sie ganz wütend machte.

Basil hatte ihn erfunden. Basil war ein Junge mit frechen blauen Augen und einer Stupsnase. Mary verabscheute ihn. Sie spielte allein unter einem Baum, genau so, wie sie an dem Tag gespielt hatte, als die Cholera ausbrach. Sie häufelte Erde auf, machte kleine Beete und Gartenwege. Basil

stand in der Nähe und beobachtete sie. Plötzlich war er mit dabei und machte einen Vorschlag.

»Warum legst du dort nicht ein paar Steine aufeinander und tust, als ob da eine Felsengruppe wäre?«, sagte er. »Da in der Mitte vielleicht.«

»Mach, dass du wegstommst«, schrie Mary. »Ich mag nicht mit Jungens spielen. Geh weg!« Einen Augenblick sah Basil zornig aus, dann begann er sie zu ärgern. Er zog seine Schwestern auch immer auf. Er tanzte um Mary herum, schnitt Gesichter, tanzte, lachte und sang:

»Trotzige Mary, törichte Mary,
lange sollst du warten,
bis Glockenblumen und roter Mohn blühen
in deinem Garten.«

Er sang so lange, bis die anderen Kinder es hörten. Sie fingen auch zu lachen an. Je wütender Mary wurde, desto lauter sangen sie: Trotzige Mary, törichte Mary. Und von diesem Augenblick an nannten sie Mary nur noch trotzige Mary, wenn sie untereinander von ihr sprachen, und oft auch dann, wenn sie mit ihr redeten.

»Du wirst am Ende der Woche in die Heimat geschickt«, sagte Basil zu ihr. »Und darüber sind wir sehr froh.«

»Ich bin auch froh«, antwortete Mary. »Wo ist die Heimat?«

»Sie weiß nicht, was die Heimat ist«, sagte Basil mit dem ganzen Zorn seiner sieben Jahre. »Eng-

land natürlich. Unsere Großmutter wohnt da. Du kannst nicht zu deiner Großmutter. Du hast keine. Du gehst zu deinem Onkel. Er heißt Mr. Archibald Craven.«

»Ich kenne ihn ja gar nicht«, fauchte Mary.

»Das weiß ich. Du kennst überhaupt nichts. Mädchen wissen nie etwas. Ich habe Vater und Mutter davon reden hören. Er wohnt in einem vornehmen, großen, einsamen Haus auf dem Land und keiner mag ihn. Er ist böse, wenn jemand zu ihm kommt. Er hat einen Buckel. Er ist abscheulich.«

»Ich glaube es nicht«, sagte Mary.

Hinterher dachte sie lange über die Sache nach. Als Mrs. Crawford ihr an diesem Abend erzählte, dass sie in ein paar Tagen mit dem Schiff nach England zu ihrem Onkel Mr. Archibald Craven, der in dem Herrenhaus Misselthwaite wohnte, fahren würde, wirkte Marys Gesicht wie versteinert. Sie schaute wortlos vor sich hin. Mrs. Crawford versuchte freundlich zu sein und wollte Mary küssen. Mary drehte ihr Gesicht weg und blieb abweisend, auch als Mrs. Crawford ihr wohlwollend auf die Schulter klopfte.

»Sie ist noch schrecklich kindlich und hilflos«, sagte Mrs. Crawford nachher voll Mitleid. »Und dabei war ihre Mutter so ein hübsches Geschöpf; sie war reizend. Mary hat eine unfreundliche Art, wie ich es noch nie bei einem Kind erlebt habe.«

»Vielleicht wäre Mary liebenswürdiger gewor-

den, wenn ihre Mutter sich mehr um sie gekümmert hätte«, sagte Mr. Crawford.

»Ich glaube, sie hat das Kind kaum jemals richtig angeschaut«, sagte Mrs. Crawford. »Nachdem ihre Ayah tot war, hat sich keiner um das kleine Ding gekümmert.«

Mary machte die lange Reise nach England unter der Obhut der Frau eines Leutnants, die ihre Kinder in ein Internat bringen wollte. Die Dame war sehr mit ihren eigenen Kindern beschäftigt und froh, als sie Mary einer Frau übergeben konnte, die Mr. Archibald Craven nach London geschickt hatte um sie dort abzuholen. Die Frau hieß Mrs. Medlock und war Haushälterin im Herrenhaus Misselthwaite. Sie war eine kräftige Frau mit sehr roten Backen und scharfen blauen Augen. Sie trug ein rotes Kleid und einen schwarzen Seidenmantel mit Jettfransen, dazu eine schwarze Haube mit purpurnen Samtblumen, die aufrecht standen und zitterten, sobald Mrs. Medlock den Kopf bewegte. Mary mochte sie überhaupt nicht leiden, aber da sie eigentlich nie jemand leiden konnte, war das weiter nicht bemerkenswert. Außerdem war es ziemlich klar, dass Mrs. Medlock ihrerseits nicht viel von Mary hielt.

»Du meine Güte! Was für ein jämmerliches kleines Ding«, sagte sie, »und dabei soll ihre Mutter eine solche Schönheit gewesen sein. Sie hat nicht viel davon abbekommen, nicht wahr, Madame?«

»Vielleicht wird es besser, wenn sie älter ist«,

sagte gutherzig die Frau des Leutnants. »Wenn sie nur nicht so gelb aussähe und so unfreundlich dreinschaute!«

Die Frauen dachten, dass Mary nicht zuhörte, weil sie in dem Hotelzimmer, in dem sie sich trafen, ein wenig abseits am Fenster stand. Sie beobachtete die vorbeifahrenden Autobusse und Droschken und besah die Menschen. Trotzdem hörte sie gut zu und überlegte, wie ihr Onkel und das Herrenhaus, das dazugehörte, wohl sein mochten. Was für ein Haus war das und was für ein Mensch war er? Was war das eigentlich – ein Buckel? Sie hatte noch nie einen gesehen. Vielleicht gab es das nicht in Indien.

Seit sie bei fremden Leuten lebte und ihre Ayah nicht mehr hatte, fühlte sie sich einsam und hegte seltsame Gedanken, die sie früher nie gehabt hatte. Sie begann sich darüber zu wundern, warum sie nie wirklich zu jemand gehört hatte, auch als ihre Mutter und ihr Vater noch lebten. Andere Kinder hatten Vater und Mutter. Sie selbst war eigentlich nie irgendeines Menschen kleines Mädchen gewesen. Sie hatte Diener gehabt und Nahrung und Kleidung, aber niemand hatte sich etwas aus ihr gemacht. Sie wusste nicht, dass sie ein unsympathisches Kind war. Sie hielt sich selbst nicht für unsympathisch. Sie glaubte, dass die anderen Leute unangenehm waren.

Als sie am nächsten Tag zu ihrer Reise nach Yorkshire aufbrachen, ging Mary mit hoch erhobenem Kopf über den Bahnsteig und hielt sich so

weit wie möglich von Mrs. Medlock entfernt, weil sie nicht wollte, dass man glaubte, sie gehöre zu dieser Frau.

Aber Mrs. Medlock ließ sich durch Marys Benehmen und ihre Gedanken durchaus nicht stören. Sie gehörte zu den Frauen, die Albernheiten bei Kindern nicht durchgehen lassen.

Später saß Mary in der Ecke des Eisenbahnabteils und sah stumpf und ärgerlich aus. Sie hatte weder etwas zu lesen noch anzuschauen, daher faltete sie ihre kleinen Hände, die in schwarzen Handschuhen steckten, im Schoß. Ihr schwarzes Kleid machte sie noch gelber und ihr dünnes Haar guckte unter einem schwarzen Krepphut hervor.

Nie in meinem Leben habe ich ein so hässliches Kind gesehen, dachte Mrs. Medlock. Sie hatte auch noch nie ein Kind so lange still sitzen sehen. Schließlich wurde sie es müde, Mary zu beobachten, und sagte: »Ich glaube, ich sollte dir etwas erzählen über das, was dir bevorsteht. Weißt du irgendetwas von deinem Onkel?«

»Nein«, sagte Mary.

»Hast du deinen Vater und deine Mutter nie von ihm reden hören?«

»Nein«, sagte Mary und runzelte die Stirn, weil sie sich überhaupt nicht erinnern konnte, dass ihr Vater und ihre Mutter über irgendetwas eine besondere Unterhaltung mit ihr geführt hatten. Sie hatten ihr bestimmt nie etwas Wichtiges mitgeteilt.

»Hm«, machte Mrs. Medlock und sie beobach-

tete wieder Marys undurchdringliches kleines Gesicht.

»Ich denke, es wäre vielleicht doch ganz gut, dich ein bisschen vorzubereiten. Du kommst in ein merkwürdiges Haus.«

Mary sagte überhaupt nichts. Sie wirkte so völlig unbeteiligt, dass Mrs. Medlock aus der Fassung geriet und erst tief Atem holen musste, ehe sie fortfuhr.

»Es ist ein großes Gutshaus, das einen düsteren Eindruck macht. Mr. Craven ist sehr stolz darauf, auf seine besondere Weise – und die ist nicht weniger düster. Das Haus ist sechshundert Jahre alt und steht am Rande des Moores. Es hat ungefähr hundert Zimmer, wenn auch die meisten davon immer verschlossen sind. Es gibt da Bilder und schöne alte Möbel und andere Sachen, die schon jahrhundertlang dort sind. Rund um das Haus ist ein großer Park mit Bäumen, deren Zweige manchmal bis auf den Boden hängen.«

Gegen ihren Willen hatte Mary zugehört. Das klang alles so ganz anders als Indien. Das Neue zog sie an. Aber sie wollte ihr Interesse nicht zeigen.

»Nun«, sagte Mrs. Medlock, »was hältst du davon?«

»Nichts«, sagte Mary. »Solche Häuser kenne ich nicht.«

Mrs. Medlock lachte kurz auf.

»He«, sagte sie, »du redest wie eine alte Frau. Ist dir das alles gleichgültig?«

»Es spielt keine Rolle, ob es mir gleichgültig ist oder nicht«, sagte Mary.

»Da hast du Recht«, sagte Mrs. Medlock. »Es spielt in der Tat keine Rolle. Warum du im Herrenhaus Misselthwaite wohnen sollst, weiß ich nicht. Vermutlich ist es so am einfachsten. Er will deinetwegen keine Mühe haben. Das steht fest. Er kümmert sich nie um irgendjemand.« Sie machte eine Pause, als ob ihr gerade noch im richtigen Augenblick etwas eingefallen wäre.

»Er hat einen krummen Rücken«, sagte sie. »Das hat ihn verdorben. Er war ein verdrießlicher junger Mann und hatte nichts von dem vielen Geld und dem großen Besitz, bis er dann geheiratet hat.«

Unwillkürlich schaute Mary sie an und vergaß uninteressiert auszusehen. Sie hatte sich nicht vorgestellt, dass der Bucklige verheiratet sein könnte, und war ein bisschen erstaunt.

»Sie war ein süßes, hübsches Ding. Niemand hätte geglaubt, dass sie ihn heiraten würde, aber sie tat es. Die Leute sagten, sie hätte ihn wegen seines vielen Geldes geheiratet. Aber so war es nicht. – Als sie starb . . .«

Mary fuhr unwillkürlich hoch.

»Oh, sie ist gestorben?«, rief sie ohne es zu wollen.

»Ja, sie starb«, antwortete Mrs. Medlock. »Und er wurde wunderlicher als je zuvor. Er liebt niemanden. Er möchte keinen Menschen sehen. Meist ist er fort, aber wenn er in Misselthwaite ist,

schließt er sich im Westflügel ein und außer Pitcher darf niemand zu ihm. Pitcher ist ein alter Diener, der schon lange für ihn sorgt und seine Eigenheiten kennt.«

Es klang wie eine Erzählung aus einem Buch und sie machte Mary nicht froh. Ein Haus mit hundert Zimmern, fast alle verschlossen und verriegelt, ein Haus am Rande des Moores – was auch immer ein Moor sein mochte –, es klang trübe. Ein Mann mit einem krummen Rücken, der sich selber einschloss! Mit zusammengepressten Lippen starrte sie aus dem Fenster und es passte gut zu ihrer Stimmung, dass es zu regnen begonnen hatte.

»Du brauchst nicht zu denken, dass du ihn jemals sehen wirst«, sagte Mrs. Medlock. »Und du musst nicht erwarten, dass da Leute sind, die mit dir sprechen. Du kannst spielen und auf dich selbst Acht geben. Man wird dir sagen, in welche Zimmer du gehen darfst und in welche nicht. Gärten gibt es genug. Aber wenn du im Hause bist, wirst du nicht umherlaufen und neugierig herumschnüffeln. Das wünscht Mr. Craven nicht.«

»Ich habe nicht vor neugierig herumzuschnüffeln«, sagte Mary trotzig.